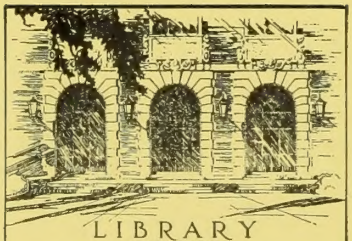

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

1916
W17

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/diefabelnchristi00walz

1916
W17
2 Uc 16 GRAIE

UNIVERSITY OF ILLINOIS

May 30th 1916

THIS IS TO CERTIFY THAT THE THESIS PREPARED UNDER MY SUPERVISION BY

Emilie Ida Walz

ENTITLED Die Fabeln Christian Fürchtegott Gellerts

IS APPROVED BY ME AS FULFILLING THIS PART OF THE REQUIREMENTS FOR THE DEGREE

OF Bachelor of Arts

Julius Goebel

HEAD OF DEPARTMENT OF German

343134

THE RARE BOOK &
MANUSCRIPT LIBRARY
UIUC

Inhaltsverzeichnis.

I. Geschichtliche Einleitung 1

II. Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln 8

III. Die Quellen Gellerts Fabeln 15

IV. Satire, Moral und Form 19

V. Charakteristik der Fabel Gellerts 26

VI. Gellerts Einfluss auf seine Zeit 37

Die Fabeln Christian Fürchtegott Gellerts.

Geschichtliche Einleitung.

Die deutsche Literatur hat kaum einen zweiten Dichter aufzuweisen, der, obwohl weder durch eine hervorragend bedeutende Persönlichkeit, noch durch ungewöhnliches, poetisches Talent ausgezeichnet, so weithin und so eifrig in allen Kreisen des Volkes gelesen, verehrt, und geliebt worden ist wie Gellert. Vielleicht ist es gerade seine Mittelmässigkeit die sich der Leser Gunst erwarb. Das Mittelmass seiner dichterischen Begabung liess ihn sich niemals über das Alltagsniveau seiner Leser erheben. Bürger hatte sich über ihn nicht zu beklagen, denn seine bildende Kunst war wahrlich volksmässig. Er benutzte die Vorarbeit seiner Vorgänger und wirkte weiter.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war Karl Friedrich Drollinger einer der ersten, die die Entdeckung des Herzens machten. Er weist auf das innerste Innere des Menschen, die innere Welt als den Kern aller Dichtung. „Im Herzen, da hat die Wahrheit ihren Sitz". Günther, (1695-1723) war unter den deutschen Dichtern der erste, der ohne Scheu sein Inneres darstellte. Ihm war es gegeben, während der inneren Aufregung sich selbst zu beobachten und die Bewegungen seiner Seele mit Naturfrische melodisch nachzubilden. In seiner Hoffnungslosigkeit schickt er Leonore einen Scheidebrief: — „nimm also, liebstes Kind! Dein Herz — o schweres Wort! zurücke, und kehre dich an keinen Schmerz, womit ichs wiederschreibe. Es ist zu edel und zu treu, als dass es meine Gefährte sei; und wegen

fremder Plage sein eigen Heil verschlage. ..... So brich nun Bild und Ring entzwei und lass die Briefe lodern! Ich gebe dich dem Ersten frei und habe nichts zu fodern." Nur im Gedicht kann er seinen Schmerz ausschreien. „Ich höre, grosser Gott, den Donner deiner Stimme! du hörest mich nicht mehr; ich soll von deinem Grimme aus Grösse meiner Schuld ein ewig Opfer sein. Ich soll, ich muss, ich will, ich gebe mich darein. Ich trotze deinem Zorn, ich fleh' nicht mehr um Gnade, ich will nicht, dass dein Herz mich dieser Straf' entlade. Du bist kein Vater mehr, als Richter bitt' ich dich: — vergiss vorher dein Kind, nachher verstosse mich!" — Es ist doch Race in dieser bitteren Verzweiflung. „Günthers Gedichte," schreibt bald nach seinem Tode sein alter Gönner Mencke, „fliessen unvergleichlich, sind voll Feuer, und führen etwas ungemein Reizendes bei sich. ..... Wenn ein armer Günther singt, so muss wohl mitunter ein heiserer Ton vorkommen."(1) Günther war ein echter Dichter: eine solche Innigkeit des Fühlens und eine so reiche und tiefe Melodie des Tonfalls hat sich vor Göthe höchstens in einigen Volksliedern gezeigt. Was Mencke seinen "heiseren Ton" nennt, kam aus den Tiefen des Gemüts, das die Widersprüche des Weltlaufs lebhafter empfand, als die genügsam sittlichen Gewohnheitsmenschen.

Günther schildert die inneren Widersprüche eines leidenschaftlichen von Zweifeln gequälten Herzens; Brockes bemüht sich, die Befriedigung des Weisen auszumalen, der mit Gott und der Natur im Reinen ist.

1. Julian Schmidt, Gesch. d. deutsch. Literatur Bd I. Seite 142.

Und das war das ernstliche Streben der Zeit: man wollte sich mit dem Welt-
gesetz aussöhnen, Gottes Allmacht, die der Pietismus nur mit Furcht und
Zittern sich vorstellte, auch in der Weltregierung auf Erden begreifen.
Brockes nimmt aus der Natur einen beliebigen Gegenstand, giebt von dem-
selben eine möglichst anschauliche Schilderung, und schliesst mit einem
moralischen Complet, das ungefähr so lautet: „dieser Gegenstand ist so
gross, wie gross muss die Weisheit und Güte des Schöpfers sein, der
ihn zu unserem Nutzen und Vergnügen gemacht hat." „Die Nachtigall"
ist zu lang, aber eine solche Beobachtung der Natur, eine solche Beschreibung
derselben hatte man damals noch nicht gehört. „Es war ein keckes Weg-
werfen aller Gelehrsamkeit, ein Mündigwerden gegenüber der Theologie,
Philosophie, u.s.w. Zuvor hatte man die Natur durch Virgil gesehen,
Brockes bricht hindurch zur Natur, Wirklichkeit, und setzt sich in direk-
ter Verbindung mit derselben, wie sie ist. Es ist ein neues Verhältnis,
ein neuer Versuch alles zusammenzufassen in einem Geist; das
Ganze zu fassen und dann mit Gott verbinden. Das Himmlische
und das Irdische sollen eins werden."[1] Günther fand zuerst die
volle innere Wahrheit, Brockes gewann zuerst die volle äussere Wahr-
heit.

Bodmer beschäftigte sich mit dem Dichter selbst. „Der echte Dichter, so
wird gelehrt, bemüht sich, in die Imagination seiner Leser Bilder der
Sachen zu malen; sie ist der Plan, auf welchem er seine Gemälde
entwirft. .... Die Feder des Schreibers ist der Pinsel, mit dem er in

1. Julius Goebel, Vorlesungen.

dies grosse Feld malt, und die Worte sind die Farben, die er so wohl zu verwischen, zu erhöhn, zu verdunkeln und auszuteilen weiss, dass ein jeder Gegenstand in derselben seine lebhafte und natürliche Gestalt gewinnt. Der ist der beste Dichter, der seinen Lesern so lebhafte Bildnisse in die Imagination malen kann, dass sie die Originale wie auf einer Tafel oder einem Spiegel sehn. Um aber die Imagination (der) der Leser zu treffen, muss die Imagination des Dichters selbst warm sein. Dann wachsen ihm, so zu sagen, die Worte auf der Zungen, er beschreibt nichts als was er sieht, er redet nichts als was er empfindet, er wird von der Poesie fortgetrieben nicht anders als ein Rasender, der ausser sich selbst ist, und folgen muss, wohin ihn seine Raserei führt. Man soll niemals schreiben, als wenn man einen Affect empfindet." (1)

Haller (1708-1777) hat den Deutschen die Poesie der Alpen aufgeschlossen. „Indess giebt das Landschaftliche nur die Farbe des Gedichts: das Pathos desselben ist die Sehnsucht des städtischen Patriciers, der in seinen Umgebungen nur Selbstsucht und Eitelkeit erblickt, nach freier Natur." (2) Es ist der erste Schmerzensschrei des eingeengten Bürgers nach frischer Luft. Wie Tacitus seinen schwächlichen Römern die Deutschen, so schildert Haller das einfache Leben der Alpenbewohner in bewusstem Gegensatz gegen den Dunstkreis, den er selber atmen muss. „Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch goldne Zeiten! Euch hat ein hold Geschick des Lasters reichen Quell,

1. Jul. Schmidt, Geschichte d. deutschen Litteratur, Bd I, S. 174. 2. Ebenda S. 177.

den Überfluss versagt. .... Die Gelahrtheit feilscht hier nicht mit papierne Schätze, man misst die Strassen nicht von Rom und von Athen, man findet die Vernunft an keine Schulgesetze! .... Hier hat Natur die Lehre, recht zu leben, dem Menschen in das Herz und in den Sinn gegeben." „Haller macht wissenschaftlichen Ernst mit Drollingers Programm — Die Dichtkunst malt, am schwersten ist der Mensch zu malen — und als ein Gelehrter auf der höchsten Höhe, sucht er gerade von dort den Menschen am ängstlichsten. Er sucht ihn in sich, in der Denkwelt und in der Natur. Er findet den Alpenhirten den beneidenswerten Urmenschen, wie bald nachher Rousseau ihn als einen Ideal-Menschen aufstellt."[1] Die Gottheit, die in seinen Erstlingsgedichten nicht fehlt, klingt stark an den Begriff der Gottnatur an. „Von dir, selbständig Gut, unendlich Gnadenmeer! kommt dieser innre Zug, wie alles Gute, her. Das Herz folgt unbewusst der Wirkung deiner Liebe, es meinet frei zu sein und folget deinem Triebe!" Mit andern Worten: das Herz, wo es sich selbst folgt, ist gut. Haller zweifelt nicht daran, dass die Vernunft, hauptsächlich durch Betrachtung der Zweckmässigkeit in der Natur, zu Gott führt, wenigstens ihm suchen lehrt.

Neben Haller spielte die ansehnlichste Rolle unter den deutschen Poeten sein Altersgenoss Friedrich von Hagedorn. Freude an der Natur, heitrer Lebensgenuss, Wein und Liebe, das sind die Stoffe seiner Lieder. Sein Lieblingsdichter war Horaz: „dein weiser Rat lehrt Vorurteile hassen,

1. Julius Goebel, Vorlesungen.

erhellt den Geist und macht das Herz gelassen, wann werd' ich einst in unbelauschter Ruh, nicht so berühmt, nur so vergnügt wie du!" Er ahmte bescheiden die besten Stellen der Klassiker nach, und gebrauchte unausgesetzt die Feile. Die Melodie seiner Lieder ist gut. Seine Satire trifft manchmal glücklich. Er bespöttelt Priester, Mediciner, Advokaten und Könige. Auch der Steuerrevisor Rabener schrieb Satiren, sehr behutsam und vorsichtig gegen alle Höhergestellten in Staat und Kirche, aber munter und guter Laune. „Maasshalten in allen Dingen war ihm die höchste Weisheit; seine Satire beschränkte sich auf kriechende Gratulationspoeten, gelehrte Pedanten, heiratslustige alte Jungfern, ungebildete Dorfjunker. Am härtesten geisselte er den Hochmut der Vornehmen in der Behandlung ihrer Hofmeister." (1)

In diese Zeit hinein tritt Gellert, eine Harmonie des menschlichen Wesens, eine einheitliche Persönlichkeit, ein abgerundetes Ich im philosophischen Sinne. Ist Haller ein Gedankendichter, vertritt Hagedorn guten Geschmack, hat Rabener Witz und gute Laune, Gottsched Verstand und Wille, so hat Gellert Verständnis für alle Kreise; „sein Ich ist der Sammel- und Ausstrahlungspunkt des Ganzen. In ihm ist Licht und Wärme gleich abgewogen. Gerade darauf beruht die anziehende Kraft des Geistes, denn das Entscheidende ist dass das Gleichgewicht da ist. Gellert war der erste Vertreter der neuen Literaturepoche, die die Gelehrsamkeit ganz abstreifte, die Gelehrsamkeit, die seit Opitz das Zeichen des Dichters war. Gerade wie Brockes sich direkt mit der

1. J. Schmidt, Geschichte d. deutschen Literatur Bd I. S. 217.

Natur verbindet, so schiebt Gellert dem Spiegel der Gelehrsamkeit, der zur Scheidewand zwischen dem Ich und der Wahrheit geworden war, weg. Wo [illegible] angetreten hatte, die Lösung der theologischen Fragen in philosophischem Sinne, da hat auch Gellert beschäftigt. Geschmack und Religion sollen nach ihm eins sein, selbst Glaube und Vernunft sind ihm keine Gegensätze, Aufklärung und Offenbarungsglaube keine Feinde. Tugend und Glück, Herz und Verstand, Frömmigkeit und Freude sind identisch, denn ihre Quelle ist das Menschenherz. Die Kirche wollte das Gute, den Glauben durch Angst erzwingen, Gellert wollte dasselbe aus dem Herzen herauslocken als freiwilliges Gewächs. Man lernte wieder durch ihn der Stimme des Herzens Gehör geben. Welche Eroberung für das innere Leben!" (1)
Es war eine Rückkehr zur Natur von der Überkultur hinweg, zurück zu dem naiven, natürlichen Leben der Kindheit. Märchen, diese Schätze im Reich der Kinderwelt wurden wieder ans Licht gezogen, Fabeln gewannen wieder an Wert, so dass Männer wie Drollinger, Brockes, Haller, Hagedorn sie benutzten, und die Theorie derselben von Gottsched, Breitinger und später Lessing behandelt wurde. Auch Gellert bediente sich der Fabel als eine Art Gefäss für alles was er sagen wollte, für die Botschaft die er allen brachte — Kindern, Bauern, Dichtern, Philosophen, Fürsten. Seine Sprache und Darstellung ist fast modern, und noch heute ist er wert bekannt zu werden, besonders durch seine Vorwirkung auf die klassische Zeit hin, und auch heute ist ein Gellert noch nötig.

1. Julius Goebel, Vorlesungen.

II.

„Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln."

Um die deutsche Fabel besser zu verstehen, möge hier ihre Entwickelung nach Gellerts Beschreibung folgen. „Es gereicht der äsopischen Fabel überhaupt zur Ehre, dass sie fast bei allen Völkern, und zwar zu verschiedenen Zeiten, ungemein vielen Beifall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie war in den meisten Ländern, ehe die Wissenschaften dahin kamen; sie vertrat in diesen Zeiten fast ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt sich bei ihrer Ehre, da die Wissenschaften aufgingen; und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch gesitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verschönert.

Eben der äsopische Witz ward von den Deutschen schon hochgeschätzt, ehe sie die Wissenschaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe sie die Regeln der Kunst wussten. Dieses beweisen unter anderm die sehr alten Fabeln eines Ungenannten, welche der Herr Doktor und Professor der Philosophie zu Strassburg, Johann Georg Scherz, in zehn Disputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, aus einem alten Manuscripte geliefert, und mit einigen kritischen und moralischen Anmerkungen versehen hat. Es ist nach den Umständen, die Herr Scherz angibt, sehr wahrscheinlich, dass dieser Ungenannte zu Kaiser Friedrich II. Zeiten gelebt hat. Damals war die deutsche Poesie nicht allein an den Höfen sehr gepflegt, sondern auch selbst eine Beschäftigung der Fürsten und grossen Herren; und hierdurch gelangte

sie zu einer gewissen Stärke und Anmut, deren sich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Opitzens Zeit nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem La Fontaine geschicket, als unser Ungenannter. Einem Manne, der in der Art, die äsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermuthlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist; der alles weder an einheimischen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beistand gefunden hat, und doch in der Finsternis so glücklich war, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem solchen Mann kann man leicht zutrauen, dass er mit der Hilfe der neueren Zeit vortrefflich geworden wäre. Sein unbearbeiteter Witz war wie ein Diamant der ungeschliffen ist; er liess hin und wieder einige Strahlen schiessen, und um ihn in seinen völligen Glanz zu setzen, mangelte nichts als die Kunst, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen sollen. Man sieht bei ihm nichts gekünsteltes, und auch nichts frostiges. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Miene vor, und verbindet sie gut mit der Handlung der Fabel. Man vergleiche eine der Fabeln des Ungenannten mit Riederers Fabeln Aesopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen sind, und man findet die Fabel des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts ein rechtes Meisterstück gegenüber der des neueren Dichters. Der Leser liest zehnmal lieber das alte Schwäbische als das neue Undeutsche. Dort, ungeachtet der rauhen Sprache, redet ein Dichter, hier aber, ungeachtet des Sylbenmasses, nur ein Reimer. Auch sehr kraftlos findet man die Fabeln

Melanders, welcher 1712 eine „Mythologiam Paraeneticam", das ist, die Fabeln Phädri, in deutschen Versen, zu Eisenberg herausgegeben hat, in Vergleich mit denen des Ungenannten.

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebt haben, zählen wir auch Hugo von Trymberg, einen Schulmann zu Babenberg. In seinem moralischen Buche, welches er den „Renner" nennt, sind verschiedene, teils äsopische, teils andere Fabeln enthalten — vielleicht einige darunter von seiner eignen Erfindung. Man kann von seiner Schreibart nicht urteilen, weil derjenige, der ihn 1549 zu Frankfurt am Main in Folio herausgab, so besorgt war, und die schwäbische Mundart des Trymbergs nach der Sprache des sechzehnten Jahrhunderts verbessert, oder, deutlicher gesagt, verdorben hat. Es scheint wirklich, dass Trymberg die Sprache nicht so in der Gewalt hatte, wie der ungenannte Fabeldichter. Die Ursache mag sein, dass er sich, als ein Schulmann, mehr der lateinischen Sprache bediente.

In dem sechzehnten Jahrhundert (1548) finden wir die zu Frankfurt am Main in Druck erschienenen Fabeln des Burkard Waldis. Morhof gedenkt seiner, in der deutschen Poeterey, mit keinem Wort. Es ist freilich bekannt, dass die deutsche Poesie nach den glücklichen Zeiten der Kaiser aus dem schwäbischen Hause ein sehr schlechtes Ansehen bekommen, da sie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen der Grossen in die Hände des Pöbels geraten, und endlich ein Zeitvertreib der ungelehrten Meistersänger geworden

den. Doch glaube ich, dass man Waldis zu viel thut, wenn man ihn in eine Reihe mit Hans Sachs setzt. Er weiss die weitläufige und ge müssige Art zu erzählen, die man ihm mit Recht vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beschreibungen wieder gut zu machen.

Ich übergehe hier verschiedene Fabelbücher, wie den Reinecke Fuchs des Herrn von Alkmaar, Georg Rollenhagens Froschmäuseler, und den Mücken- und Ameisenkrieg, weil sie alle drei nicht so- wohl unter die äsopischen Fabeln, als unter die scherzhaften Helden- gedichte gehören. Es gibt noch drei andere alte Fabelbücher, die losen Füchse dieser Welt, den Eselkönig, und den Gänsekönig, wel- che aber auch im eigentlichen Verstande nicht zu den äsopischen Fabeln gerechnet werden können. Die losen Füchse dieser Welt sind nicht sowohl Fabeln als Sinnbilder, in welchen die Füchse un- ter allerhand Gestalten und Trachten mit einer Beischrift aus der Bibel vorgestellt werden, welche die Erklärung des Bildes sein soll. Es mag nun Sebastian Brand, oder wer da will, der Verfasser dieses Buches gewesen sein; es bringt ihm nicht viel Ehre. Man sieht darin wohl ein gutes Herz, aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Überlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdener Ausgabe zu trauen ist: so wäre es schon im Jahre 1495 in bra- bantischer Sprache im Drucke erschienen, und also älter, als der Reinecke Fuchs, da wir von diesem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübeckische von 1498 in Oktav. Wenn diese Nachricht ihre

Richtigkeit hätte, so könnte Doktor Luther, wie einige geglaubt, dieses Buch nicht verfertigt haben. Dass aber Luther ein grosser Freund der Fabeln war, sieht man daraus, dass er die äsopischen Fabeln reinigen und übersetzen wollte, auch wirklich sechzehn übersetzte, und eine schöne Vorrede vom Nutzen der äsopischen Fabel dazu verfertigte. Man findet sie in dem neunten Teil seiner deutschen Werke, und auch in denen hundert Fabeln Aesopi, welche Nathan Chyträus, ein Professor zu Rostock, 1571 im Oktav herausgegeben hat. In eben dieser Ausgabe finden sich vier Fabeln, welche Doktor Mathesius, Luthers guter Freund, gemacht haben soll. Eben dieser Mathesius erzählt in seiner Predigt über Jothams Fabel, eine Fabel von Philipp Melanchton, die er im Riesenthale über Tische vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt sprach.

Nunmehr komme ich zu zwei prosaischen Fabeldichtern, die sich von andern darin unterscheiden, dass sie nicht als Übersetzer, sondern als Erfinder, das Reich der Fabel haben erweitern wollen. Der erste ist Georg Philipp Harsdörfer, ein Ratsherr zu Nürnberg. Er hat ausser seinen Frauenzimmer-Gesprächspielen und verschiedenen anderen Schriften, geistliche und weltliche Lehrgedichte, unter dem Titel, Nathan und Jotham, 1650 zu Nürnberg in Oktav herausgegeben. Diese Lehrgedichte welche er zur „sinnreichen Ausbildung der wahren Gottseligkeit, wie auch aller löblichen Sitten und Tugenden verfertigt,"

bestehen in hundert und fünfzig geistlichen und eben so viel. weltlichen Erzählungen. Wenn man diese Lehrgedichte kurz charakterisiren will: so darf man nur den Namen darüber setzen, den Harsdörfer in der Fruchtbringenden Gesellschaft geführt hat. Er hiess der Spielende; und diesen Namen hat er in seinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meistens auf eine frostige Anspielung oder gezwungene Allegorie, und nicht selten auf ein Wortspiel hinaus. Doch unter den dreihundert Erfindungen sind auch etliche gute.

Der andere der Fabeldichter aus dem siebenzehnten Jahrhundert ist Justus Gottfried Rabener, ein gelehrter Mann, der als Rektor der Fürstenschule zu Meissen 1699 gestorben ist. Seine Fabeln, die unter dem Titel „Nützliche Lehrgedichte", 1691 zu Dresden erschienen, sind zu der Absicht, in welcher er sie für die Jugend aufgesetzet hat, sehr dienlich gewesen. Er scheint freilich den Fussstapfen des Herrn Harsdörfer zuweilen gefolgt zu sein, indessen ist es ihm weit besser geglückt, als jenem. Seine hundert Fabeln zeigen von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieser wackere Mann nicht in dem schematischen Weltalter gelebt hätte, wo man recht tapfer allegorisiren musste, wenn man witzig sein wollte; wenn er sich ferner des Johann Valentin Andreä lateinischen Apologen nicht zu Mustern genommen hätte, welche zu Strassburg unter dem

Titel „Mythologia Christiana" 1619 herausgekommen, und nichts weniger, als gute Fabeln oder Erzählungen sind: so würden seine Erfindungen nebst seiner Schreibart weit grössere Vorzüge haben. Seine Fabeln verdienten wohl, dass man sie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte, und sie auf eine geringere Zahl setzte. Etliche Blätter voller äsopischen Witzes, den ein kurzer und munterer Vortrag belebt, stiften bei der Jugend und bei tausend Erwachsenen vielleicht mehr Nutzen, als grosse Werke, worin man die Moral gründlich ausdehnt, mit einer tiefsinnigen Miene sucht und mit einem systematischen Geschrei trocken abhandelt.

Von meinen Fabeln weiss ich nichts weiter zu sagen, als dass ich erwarte, ob sie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu missfallen. Das erste wird die grösste Belohnung sein, das andere die grösste Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen lassen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren, oder zu vergnügen." [1]

1. Nachricht u. Exempel von alten deutschen Fabeln – C. F. Gellerts „Sämmtliche Werke" Bd I, S. 5ff.

III.

Die Quellen Gellerts Fabeln.

Seit 1741 trat Gellert in den „Belustigungen" mit Fabeln hervor. Der Beifall, den dieselben fanden, bestimmten ihn, sie 1746 in strenger Auswahl, vielfach gefeilt und überarbeitet, unter dem Titel „Fabeln und Erzählungen" zu sammeln. Ein zweiter Teil folgte 1748, ein weiterer Nachtrag, grösstenteils aus früher verworfenen, jetzt völlig umgemodelten, Stücken der „Belustigungen" zusammengestellt, 1754 in den „Lehrgedichten und Erzählungen". Die Sammlung, für die der Verfasser anfangs nicht eben leicht einen Verleger fand, wurde rasch das gelesenste Lieblingsbuch des deutschen Volkes, das unzählige, nur wenig veränderte Auflagen erlebte und in französischen, italienischen, dänischen, russischen, Holländischen, polnischen, hebräischen, lateinischen Übersetzungen diesen verschiedenen Nationen Europas zugänglich gemacht wurde. An diesem beispiellosen Erfolge war nicht nur Gellerts eigene Kunst der dichterischen Erzählung und Darstellung schuld, sondern ebenso sehr die Wahl der bestimmten poetischen Gattung, in der er die Kunst erprobte.

„Die Fabel als diejenige Gattung der Dichtkunst, welche am reichlichsten anmutige Unterhaltung und sittliche Belehrung in sich vereinigt, die zugleich durch ihre Personifikation von Tieren und leblosen Dingen die höchste Staffel des für die Poesie erforderlichen Wunderbaren erreicht und mit ihrer künst-

lerisch abgerundete Handlung ein Epos im kleinen vorstellt, war während der ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts wieder zu dem Ansehen und der Gunst aufgestiegen, die sie durch die Opitzischen Reform unserer Dichtkunst eingebüsst hatte."(1) In der Kritik und Theorie wurde sie am höchsten durch Breitinger 1740 in seiner „Poetik" erhoben; man übersetzte und bearbeitete Aesop, Phädrus, und die älteren Fabeldichter, aber ganz besonders zwei moderne Franzosen, La Fontaine und La Motte; man wetteiferte nach dem Muster dieser beiden in eignem neuem Schaffen. Besonders widmeten sich nebst unbedeutenderen Vorgängern Triller (1737 und 1740), Hagedorn (1738 und 1750), und Stoppe (1738 und 1740) dieser Aufgabe. Ihnen schloss sich auch Gellert an, von Hagedorn, zugleich auch von Stoppe ausgehend, bald aber sie alle weit übertreffend.

Auch die späteren Fabeldichter, zum Teil von Gellert abhängig, die übrigen Bremer Beiträger, Gleim, Lichtwer, Pfeffel, der junge Lessing, in seinen gereimten Proben dieser Art, mussten hinter ihm zurückstehen. An Hagedorn und mit ihm an La Fontaine, der im höfischen Konversationston anmutig und zierlich, die einfachsten Geschichten breit auszumalen verstand, lehnte Gellert sich zuerst an; ihm bildete er zum Teil seine Schreibart, mehr aber noch den Ton und die Manier des ganzen nach. Dazu kamen bald starke Einflüsse von Daniel Stoppe und dessen Meister

(1) Kürschner - Deutsche Nationel Literatur, 43. Band, S. 17

Houdart de la Motte. Hier lernte Gellert die Leichtigkeit des Reimes, die freiere Form des Verses, (Jamben von verschiedener Länge, sogenannte vers irréguliers, während er früher meistens fortlaufende Alexandriner oder regelrechte Strophen gebildet hatte), den familiären Ton des Vortrags; wie Stoppe, übertraf auch er Hagedorn an eigentlich epischem Erzählungsgehalt und an Reichtum und Kühnheit der Phantasie; gleich ihm stellte er öfters weitschweifige moralische Einleitungen der eigentlichen Fabel voraus. In der knappen Darstellung der antiken Fabulisten fand er nichts nachahmenswürdiges. Mit dem französischen Plauderstil, bei dem erklärende oder ironische Parenthesen, Zwischenreden an die Leser, Fragen und Antworten, Einwürfe und Zweifel fortwährend den Gang der Erzählung unterbrechen, vereinigte sich bei Gellert die aus der Gottschedischen Schulsprache ererbte einheimische Umständlichkeit, die alles möglichst deutlich zu machen suchte, und ein „deutsch-bürgerlicher Gedankeninhalt;" [1] ja selbst die aus fremden Quellen geschöpften Geschichten wusste er deutsch-bürgerlich umzufärben. Er konnte daher mit einem gewissen Recht auf Friedrichs des Grossen Frage nach seinen Mustern sich ein Original nennen, umsomehr, als er wirklich nur einen kleinen Teil seiner Stoffe aus fremden Vorlagen genommen hatte. Bei 27 seiner Fabeln nannte er selbst seine Quellen, Cicero, Plutarch, Abstemius, Burkard Waldis, Zinkgref, Vaniere, Bayle und Jöcher, den „Tatler" und den

1. National Literatur 43. Band, S. 18.

„Spectator", französische und deutsche Anekdotensammlungen, hier und da auch moderne Zeitungsnachrichten. Auch Stellen der Bibel, ein Vers Nevlieres, eine Fabel La Mottes oder Stoppes oder auch eine Geschichte aus Kirchhofs „Wendunmut" und andere ähnliche Arbeiten früherer Verfasser gaben Anregungen zu Fabeln und Erzählungen. Aber immerhin blieben gegen vier fünftel seiner Versuche in dieser Dichtungsgattung auch stofflich Gellerts ausschliessliches Eigentume. Zu seinem künstlerischen Zwecke beobachtete er die Menschen seiner Zeit und ihr Handeln, und so gewann er aus dem wirklichen Leben, das ihn täglich und stündlich umgab für seine Dichtung Charaktere von typischem Wert und Vorgänge, die durch nichts gegen die Wahrscheinlichkeit verstiessen. So traten schwankartige und anekdotenhafte Erzählungen aus dem sittlichen Treiben und geselligen Verkehr der Menschen in den Vordergrund; Tierfabeln traten zurück. Vorwiegend war bei diesen Gedichten Lehre und Moral, und in manchen Gellertschen Versuchen überwog das satirische Element weitaus über den epischen Bestandteilen, aus denen sich die echte Fabel hätte bilden müssen. Oft ist die Fabel kaum mehr als eine ungeschminkte Satire, in dem dünnen, fast unmerklichen Rahmen einer dürftigen Erzählung gefasst.

IV.

Satire und Moral und Form.

Wieso Satire, niemals leidenschaftlich, niemals heftig verletzend, niemals sarkastisch höhnend, immer von Gleichmut und Ruhe zeugend, immer heiter neckend, humoristisch kitzelnd, streift zwar die eine Klasse von Menschen mehr als die andere, aber sie verschont keine ganz und gar. Selbst rügt die Schwächen der Männer wie der Frauen, des Alters wie der Jugend, der mannigfachen Stände, die allgemeinen lasterhaften Neigungen und Irrtümer des menschlichen Herzens, die Fehler des Menschen in seinem Verkehr mit seinem Mitmenschen, in seinem Verhältnis zu Gott, in seinem Urteil über sich selbst. Er kämpft gegen Eitelkeit und Selbstüberhebung, gegen Putzsucht, gegen Unbescheidenheit, gegen Ruhm- und Ehrbegierde, gegen Unzufriedenheit, Launeuhaftigkeit, gegen Neid und Geiz, aber nicht weniger gegen Verschwendung, gegen unverständigen und unmässigen Gebrauch des Reichtums, gegen ungesunden Genuss des Vergnügens. Wiederholt greift er die Heuchelei in ihren verschiedenen Formen und Arten an, die fromme Scheinheiligkeit, die zur Schau getragene Prüderei und Sprödigkeit, hinter der sich nur sinnliche Lüsternheit versteckt, die überschwänglichen Versicherungen von Liebe und Treue, die sich in der Stunde der Prüfung als trügerisch erweisen, die hohle Schmeichelei; er zieht gegen Übertreibung, Lüge und Verleumdung zu Felde; aber er warnt auch vor falschen, unzeiti-

ger Wahrheitsliebe. „Lästige Geschwätzigkeit, Widerspruchslust und Streitsucht jeder Art verurteilt er gleichmässig; er eifert gegen die Allerweltsweisen, gegen die Begierde des Menschen, die Zukunft vorauszuerkennen, wie überhaupt gegen die kurzsichtige Beurteilung göttlicher Einrichtungen und Schicksalslenkungen, gegen die Neigung der Welt, sich durch den äusseren Schein täuschen zu lassen, gegen ihre Unfähigkeit, echte und unechte Vorzüge gehörig zu unterscheiden, Törichtes und Verkehrtes, namentlich wenn es neu ist, in seinem Wesen zu erkennen." (1) Die Wahltätigkeit preist er, verabscheut den Undank, und die Grossmut die sich am falschen Orte beweist, verachtet er. Die tyrannische Macht der Gewohnheit und ebenso die Wankelmütigkeit des Herzens, das andauerndes Glück nicht zu ertragen vermag, schilt er; er weist mahnend darauf hin, dass wir die Freiheit unseres Willens oft zur Wahl des Übels missbrauchen; er rühmt die Herzensgüte vor glänzenden Geistesgaben, natürliche Schönheit vor allem künstlichem Schmuck. Er predigt gegen die hindernde Weichlichkeit in der Erziehung, er bekämpft ganz besonders das Ammenwesen; er wendet sich gegen nutzlose, unfruchtbare Arbeit; dagegen preist er die Geselligkeit, die die Mängel der einzelnen ausgleicht. Er erkennt das zweifelhafte Glück der Hochgestellten, Reichen und Mächtigen, und weist auf die Gefahren, die ihnen der Hass und Neid der Niedrigeren droht; aber auch verurteilt er die geringe Achtung und Anerkennung, die der hochmütig-wenig gebildete Adel

1. Deutsche National Literatur, Bd. 43. S. 19.

dem Verdienst des Gelehrten zukommen lässt. Hoch stellt er den Nutzen der wahren Dichtkunst, äussert aber ungeniert seine Ansichten über schlechte Dichter, mittelmässige Schriftsteller, über Autoreneitelkeit und die falsche Berühmtheit schreibfertiger Verfasser, er unterscheidet scharf den Wert des echten und den des bloss lauten Beifalls. Als unverzeihliche Narrheit verwirft er die materialistische Weltanschauung; er lächelt satirisch über die wechselnden Systeme der Philosophen; er lobt, obwohl nicht ganz ohne Ironie, die stoische Gelassenheit; er straft mit Verachtung und plumpem Spott die Freigeisterei. Doch bei aller orthodoxen Strenge will er die Vernunft aus ihren Rechten nicht verdrängt wissen, und auf das heftigste verfolgt er äussere, augenscheinliche Übung der Religionsgebräuche ohne innere Frömmigkeit und tätige Nächstenliebe.

Die Moral, die Gellerts Fabel verkündet, ist nach ihrem Wesen und Werte sehr verschiedenartig. Bald sind es Lehren einer religiös begründeten, ja theologisch gefärbten Sittlichkeit, bald allgemeingültige Sätze einer einfachen natürlichen oder rationalistischen Moral, bald Vorschriften der Weltklugheit, Regeln für den Umgang mit den Menschen, von den Beobachtungen des täglichen Lebens abgezogen. Im letzten Fall erscheint die Moral bisweilen etwas gezwungen; „manchmal ist sie locker und zweideutig genug, wie denn auch hier und da über der ganzen Darstellung eine leise Frivolität liegt, welches das sittlich Bedenkliche des Inhalts gar nicht zu erkennen scheint." In ein-

zelnen Fällen wird die Lehre nur ziemlich oberflächlich ausgesprochen, ohne dass sie als logisch und begründet erwiesen werden kann; dann wieder debut sie Selbst zu einer förmlichen Predigt mit langwierigen Erörterungen, Betrachtungen und Widerlegungen aller denkbaren Einwürfe aus Ganz verschwiegen, so dass sie der Leser sich selbst aus der Fabel suchen muss, bleibt sie nur in höchst seltenen Ausnahmsfällen. Der Verfasser legt sie entweder einer Person seiner Erzählung in den Mund, oder er fügt sie selbständig als besondere Schlussentenz hinzu.

Gemeinverständlich, wie die Moral, ist die gesammte stilistische Darstellung der Fabeln. Gellert wollte nach seinem eigenen Worten den Vernünftigen und nicht den Gelehrten im engeren Sinne gefallen; ein kluges Frauenzimmer und der niedrigste Mann von gesundem Verstande galt ihm daher mehr als eine gelehrte Zeitung. Absichtlich benutzte er deshalb den schlichten Plauderton der kunstlosen Umgangssprache, gemüthlich und behaglich wie vor ihm Hagedorn, und trotz kleinen beabsichtigten Nachlässigkeiten der familiären Rede ebenso korrekt wie er, aber ohne dass man die Feile fühlte, anmuthiger und natürlicher zugleich als jener, mehr mit der heiteren, spöttisch lächelnden Grazie, welche er als charakterische und zwar spezifisch französische Eigenschaft an la Fontaine schätzen musste. Und diese ungezwungene Anmut verstärkt die meisterhafte Behandlung des Verses, sowohl da, wo Alexandriner auftraten, antithetisch in zwei Hälften gespalten, als auch da, wo Jamben von verschiedener Länge in der freiesten und gewandesten Weise leicht einander

ablören, ja selbst „wo die strophenmässige Wiederkehr des nämlichen Versmasses den Erzähler in engere Schranken einzuzwängen scheint."

In Gellert's Poesie findet sich fast durchweg Endreim. Jedoch sind seine Verse verschiedenartig zusammengesetzt. Da findet man die Form aabb in „Der Blinde und der Lahme"; oder auch gekreuzten Reim abab in „Die Gutthat und der Geiz," und dann benutzt er auch eingeschlossene Reime aabccb wie „Der Reisende" zeigt. Viel glatter erzählt er seine Fabeln. Die Zeilen sind von ungleicher Länge und von stetig wechselndem Reime. Man findet wohl keinen unterbrochenen Reim, aber derselbe Reim kehrt dreimal und öfter wieder, und nicht selten findet man den männlichen oder stumpfen mit dem weiblichen oder klingenden Reim gepaart:

„Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst.
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen."

In seinem Rhythmus findet sich immer die von dem Niederen zum Höheren aufsteigende Anordnung der Gedanken:

„Ein Zeisig war's und eine Nachtigall."

Doch hat er seinen poetischen Gebräuchen bestimmte Grenzen gesetzt. „Man findet niemals weniger als vier stark accentuierte Hebungen und niemals mehr als sechs;"[1] demnach kann man sechs mögliche Formen unterscheiden:

(1) Vier Hebungen mit männlichem Endreim:

„Der Vögel Chor vergäss der Rüh'"

1. Karl Breul, „Lessing und Gellert" S. 106.

(2) Vier Hebungen mit weiblichem Endreim:

„Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren"

(3) Fünf Hebungen mit männlichem Endreim:

„Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst"

(4) Fünf Hebungen mit weiblichem Endreim:

„Aurora selbst verzog am Horizonte"

(5) Sechs Hebungen mit männlichem Endreim:

„So lange sie gebeut, so lange sing ich nur."

(6) Sechs Hebungen mit weiblichem Endreim:

„So bald sie nicht gebeut, so hör' ich auf zu singen"

Dieser letzte Vers mit sechs Hebungen, gewöhnlich Alexandriner genannt und besonders häufig in der französischen Poesie, hat immer eine mehr oder weniger bemerkbare Pause in der Mitte, wie:

„Der Bär erzählte drauf, || was er in fremden Landen"

Der allgemeinen Regel der Dichtkunst gemäss wird jedes Wort in der metrischen Form genau so wie in der Prosa betont. Gellert hat sich dieser Regel gewöhnlich gefügt, doch findet man Ausnahmen. Besonders ist dies der Fall bei den Anfangswörtern eines Verses. Diese schwebende Betonung haben wir in „Die Nachtigall und die Lerche":

„Eh' ihr zu spät mit Schande schweigt
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?"

Hier sollte „Wer" einen stärkeren Accent haben als „sprecht".

Verschiedene Ungenauigkeiten liessen sich noch hervorheben, von denen wir nur noch die der Reime behandeln wollen.

So setzt er zum Beispiel lange und kurze Vokabeln zusammen:

i : ist, schliesst.

o : soll, wohl.

u : muss, Fuss.

ü : müsste, versüsste.

e : ö : Wetter, Götter; Ehren, hören; Segen, Vermögen.

i : ü : beschirmen, Stürmen; schwiegen, Vergnügen; Poesie, Müh'.

ei : eu : beide, Freude; Heimkehren, Leuten; sein, erfreun.

ä : ö : Schätzen, ergötzen.

Aber trotz dieser unwichtigen Ungenauigkeiten hat die natürliche Anmut und Grazie der Darstellung, der gemütliche und behagliche Plauderton der kunstlosen Umgangssprache und die dazu stimmende meisterhafte Behandlung des Verses, sowohl da, wo Alexandriner auftreten, als auch da wo iambische Verse von verschiedener Länge in freiester Weise einander ablösen, sofort die Herzen der Leser gewonnen.

V.

Charakteristik der Fabel Gellerts.

Gellerts Persönlichkeit, seine Beobachtungsgabe und Kunst der poetischen Erzählung und Darstellung, wie die Vorliebe der Zeit für diese Dichtungsgattung, errangen ihm einen Erfolg wie ihn seit Luther kaum einer erlebt hatte. Wo Hagedorn in seinen Dichtungen nur an die gebildeten Kreise dachte, da eignete sich Gellert nur deren Ton an, hatte aber sonst das Volk als Publikum vor Augen; bestand ja doch sein grösster Ehrgeiz darin, den Vernünftigen zu dienen und nicht den Gelehrten im engeren Sinne. „Ein kluges Frauenzimmer," sagt er, „gilt mir mehr als eine gelehrte Zeitung und der niedrigste Mann von gesundem Verstand ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdruck Wahrheiten zu sagen und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen." Moralisierende Lehrhaftigkeit blieb auch für ihn sein ganzes Leben hindurch höchster Endzweck aller Poesie: „Dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen." Übereinstimmend damit erblickt er das Wesen der Poesie in der Fähigkeit die Einbildungskraft zu beleben, den Verstand angenehm zu beschäftigen und dem Gedächtnis die Arbeit zu erleichtern. „Frischere aufflammende Geister konnten daher mit ihm nie fühlen; Lessing, obzwar in seinen ersten Jahren von Gellert beeinflusst, blieb ihm ferne, Klopstock rühmt seine Sittlichkeit und Milde, um später die markloseSchwäche seiner Gedanken und seiner Sprache

zu verpönen, und der junge Goethe lehnt bei aller Verehrung Gellerts, dessen ganze Richtung ab." [1] Das Wesen des neuen, kühneren und freieren Geistes, der am Abend seines Lebens in den höheren Schichten sich regte, hat Gellert nicht verstanden; das stürmische und kräftige Geschlecht der neueren Zeit aber konnte durch die Moral des sanften Leipziger Professors, dessen ängstlich gedrückte Stimmung durch stete Kränklichkeit immer weinerlicher geworden war, nicht erzogen werden. Doch bildet er einen schönen Abschluss mit der Vergangenheit, und die Verdienste, die er sich als Dichter und Jugendlehrer um das deutsche Kulturleben erworben hat, werden unsern Blick immer mit Wohlgefallen auf dieser volkstümlichen Gestalt ruhen lassen. Denn er war doch der erste deutsche Dichter seines Jahrhunderts, der Bedeutung für sein ganzes Volk erlangte und die Poesie, die trotz Haller und Hagedorn noch immer etwas blass äusserliches geblieben war, wieder zur lebendigen Volkssache machte.

Deutschbürgerlich ist der Gedankeninhalt der Fabeln. „Es ist ihm nicht darum zu tun, grossartige Lebensansichten zu empfehlen, die nur für bevorzugte Menschen gelten oder in aussergewöhnlichen Lagen Anwendung finden können, sondern er bescheidet sich, die einfachsten, den gewöhnlichsten Verhältnissen des Lebens entsprechenden Tugenden zu empfehlen, Sittenreinheit, Rechtschaffenheit, Treue, Bescheidenheit, Geduld, Verträglichkeit und insbesondere Klugheit, die allein ein zufriedenes Leben gewähren könne." [2] Dabei tritt die

1. Anselm Salzer, Gesch. d. deutsch. Literatur, Bd 2, S. 867. 2. Ebenda, S. 870.

Tierfabel, obwohl sie in einigen Originalstücken äsopischer Art verbleibt ist („Der Tanzbär", „Das Pferd und der Esel", „Die junge Ente", „Die Affen und die Bären") zurück oder verliert den Charakter der Tierhandlung.

Man frägt hier vielleicht, wozu überhaupt der Gebrauch der Tiere in Fabeln? Wir lassen Lessing antworten. In seiner zweiten „Abhandlung über die Fabel" sagt er: „Ich komme sogleich auf die wahre Ursache, — die ich wenigstens für die wahre halte, — warum der Fabulist die Tiere zu seiner Absicht bequemer findet, als die Menschen. Ich setze sie in die allgemein bekannte Bestandheit der Charaktere. Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen liesse: Wird sie sich deswegen von jedem ohne Ausnahme darin erkennen lassen? Auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessierten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, dass man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und anderen Eigenschaften zu erwerken? Die umständliche Charakterisierung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiss, dass auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die wenigsten ihrer Natur nach

geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte sie mit gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen dazu geschickt."

Fabeln, in denen Menschen die Handelnden sind, während doch der besondere Fall eine allgemeine Lehre veranschaulicht, bilden den Übergang zu den Erzählungen. Sie sind mit mehr Freiheit und vielleicht auch mehr Liebe behandelt. Laune und Scherz, Ironie und Satire erhalten Spielraum. Man denke an die Geschichte des forterbenden Hutes, der „wie die Philosophie" immer neue Formen annimmt und doch derselbe bleibt, an das vor dem Trauerspiel des Dichterlings entsetzt fliehende Gespenst, an Hans Nord, den Meister der Reklame, an den prahlenden Vielwisser und den bescheidenen Weisen, an Charons Nachen, an den von einer Magd bekehrten Freigeist, an die Geschichte von der edlen Yariko und dem undankbaren Inkle, an „Die Brücke kommt," das köstliche „Ja, Bauer, das ist ganz was anders." Selten wendet sich sein Verfasser gegen ein Laster, zumeist begnügt er sich mit der Darlegung der kleinen Schwachheiten des Menschen, für die er ein vorzügliches Auge hat und die er mit oft heiterem, immer harmlosem Farben schildert. Er ist ein vorzüglicher Sittenmaler, in seiner Art ein poetischer Chodowiecki und hierin bei weitem mehr als in seiner Fabeldichtung liegt sein Charakter und Wert. Er schont die höheren und höchsten Stände nicht, weder die Gelehrten noch die Prinzen, allein in seiner Weise, dass sie ihm darüber nicht grollen können.

Eigenart Gellerts ist es, dass er den Stoff nicht objektiv behandelt, sondern überall mit seinen Anschauungen eingreift; er spricht seine Meinung über seine Helden aus, lobt und tadelt sie, setzt sich mit seinen Lesern durch Zwischenreden, Einwürfe und Zweifel, Fragen und Antworten auseinander und wendet sich mit der Belehrung unmittelbar an jene, die lernen oder gewarnt werden sollen.

Vieles an Motiven und Stimmungen ist bei Gellert lediglich poetische Observanz. Wo er mit Laune einfache Züge des gewöhnlichen Lebtreibens aufgreift, ist er trotz der langathmigen Moral so glücklich wie keiner. Gellert war weltklüger und pfiffiger, als man wohl denkt. Er konnte viel mehr abmalen, was sein Blick fest hielt, aber er traute sich nicht. Ein vortrefflicher Beobachter kleiner Verhältnisse weiss er alltägliche Geschichten, Ehescenen, die kleinen Schwächen der sonst von ihm so verehrten Damen, Dummheiten der Bauern, oder Plackereien durch Junker und Vögte und dergleichen realistisch mit einer leicht ironischen Färbung abzubilden, aber ja behutsam, discret und mit genug Devotion gegen Hof, Adel und Religion. „Gellert suchte in der Religion die rechte Mitte einzuhalten." [1]

Ein Freigeist in einer seiner Fabeln

„hatte oft den, der am Kreuze starb, verhöhnt.
Sein Ende kam, und er, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erschüttert.
Die Schrecken einer Ewigkeit, ein Richter, der als Gott ihm fluchte,

1. J. Schmidt, Geschichte d. deutschen Literatur, Bd I. S. 219.

Ein Abgrund, welches schon ihn zu verschlingen suchte,
Zerstörte das System tollkühner Sicherheit,
Und er, der sonst in seinen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehen gewagt,
Liess jetzt von seiner frommen Magd
Sich widerlegen und bekehren."

Dagegen ergibt sich von einem Mann,

„Der lose Künste trieb,
Komödien und Verse schrieb,
Denn, weil er Ketzereien glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte,"

dass er ein besserer Christ gewesen als alle Frömmler. Man soll nicht Processe führen, weil man sich dadurch ruiniert und nur den Advokaten bereichert. Man soll nicht ehrgeizig sein: wenn der ehemalige Dreschen nicht wusste, wo er Händ' und Füsse liess, als ihm Schulmeisters Adelhaide zum ersten Mal Herr Schulze hiess, so empfindet er bald wie Sancho Pansa die Beschwerden dieser Standeserhöhung. „O lernt ihr unzufriedenen Kleinen, dass ihr die Ruh' nicht durch den Stand gewinnt." Ein Knabe sieht durch das Sehrohr nach den Sternen, und hält, um besser zu sehn, sich beide Augen zu. „Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du siehst, wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen, dir die Vernunft vorher entziehst." Gellert war also eine Art Rationalist, er verlangte auch für die Erkenntnis Gottes die Mitwirkung der Vernunft: aber die

Vernunft reichte ihm nicht aus, die Frömmigkeit sollte im Herzen leben; sie sollte das Gefühl reinigen und bereichern, wie es Spalding verlangte. „Einen Theologen wie Jakob Baumgarten in Halle, der erst mit grosser Vorsicht seine rationalistischen Ansichten aussprach, aber allmälig kühner wurde, liess Gellert gelten; die dreisten Disputirer aus der Wolffischen Schule wurde er zu verspotten nicht müde."[1]

„Sie streiten dialektisch schön, weil sie den Weg der Schulen gehen!
Die grossen Geister die alles demonstriren!
Je minder sie verstehn um desto mehr beweisen sie."

Es klingt freilich fein, wenn man behauptet, Lust sei nicht Lust, und Schmerz nicht Schmerz, aber die Natur widerlegt diese Behauptung, und man stellt mit solcher Spitzfindigkeit die Moral auf den Kopf. Vollends die „theologischen Rabulistereien" sind nur für den Pöbel. Die Bauern freilich hören mit Andacht ihrem Pfarrer zu: „der hatte recht seinen Text studiert, und Gottes Wort, wie sich's gebührt, bald griechisch, bald hebräisch angeführt, die Ketzer stattlich ausschandiret, und stets so fein schemadiret, dass er der Bauern Herz gerühret!" Einen vernünftigen Kandidaten lehnen sie ab, aber der Amtmann, statt sich auf Disputiren einzulassen, weiss sie zu belehren: „ Ihr Ochsen, die ihr alle seid!

Euch Hegeln geb' ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrer behalten!
Sagt, wollt ihr, oder wollt ihr nicht?"

So urteilte der gebildete Mittelstand damals durchweg über die Bau-

1.) Schmidt, Gesch. d. deutschen Literatur. S. 220.

erw: „er betrachtete sie ebenso als etwas Fremdes und Niedrigeres, wie in einer höheren Schicht Voltaires „Honnêtes gens" die ganze geringere Klasse des Volkes betrachteten." (1)

In Geschmack und Neigungen riess die Durchschnittsmasse seiner Leser sich nicht viel erhebend, besass er die glückliche und seltene Gabe, in einer klaren und allen verständlichen Sprache, die sich zwar nie zu einem höheren Schwung erhebt, aber doch nicht ohne Leben und Mannigfaltigkeit ist, korrekt darzustellen, was die allgemeine Meinung dachte und wünschte. Den Mangel an Tiefe und Empfindung und an Reichtum der Gedanken übersah man über dem schönen und liebenswürdigen Charakter, der aus allen Dichtungen Gellerts spricht, und was uns heute nicht davon belogt, das Enge und Spiessbürgerliche, das weichlich Schönselige des „guten und empfindlichen" Herzens, das allzu Leise und Zahme, das machte sie für die nächste Periode, die Zeit der Empfindsamkeit, nur um so wirksamer. „Man nehme Gellert seine Mängel und er verliert seine geschichtliche Bedeutung".

Fünfundzwanzig Jahre später meinte ein scharfer Kritiker Gellert mit seiner matten Moral sei eigentlich durch die Pfarrerstöchter populär geworden, die alle seine Fabeln auswendig wussten: und die machten in Deutschland die öffentliche Meinung. Sehen wir uns das achtzehnte Jahrhundert aber etwas genauer an. Im Lichte seines Ausgangs, der französischen Revolution, macht es den Eindruck des harten, radikalen Fordernden. Aber es liegt zugleich in seiner ganzen Art eine

1. J. Schmidt, Gesch. d. deutschen Literatur, Bd I, S. 221.

uns heute seltsam anmutende Weichlichkeit. Das achtzehnte Jahrhundert ist die empfindsamste aller Perioden, niemals wurde so viel geweint und geküsst. Und diese Empfindsamkeit stimmte nicht übel mit der Frivolität des Rococo: das Ziel beider war eine dilettantische Lebensanschauung: das Entscheidende war Gefühl und ein gutes Herz, nichts verhandelte man so gerne wie Empfindungen, man „sah gerne in den Spiegel," man übersah jede Ungebühr und scheute jede Verantwortlichkeit. Die strengen Formeln der Orthodoxie und der Wolffischen Schule empfand man als listig, begrüsste deshalb mit Freuden die Herrenhutterei und die Philosophie des „gesunden Menschenverstandes" als ein willkommener Bundesgenosse. Gerade das Gemisch von harmloser Ironie, Nüchternheit, Spiessbürgerlichkeit, und Sittenlehre war diesen Empfindsamen ein willkommenes „Schau' um dich, schau in dich." Man wollte damals demoralisirt sein. „Die absolute Gemeinverständlichkeit, ein fragliches poetisches Ideal, machte Gellerts Fabeln zum Volksbuch, das fortan statt der „Barnisi" neben der Bibel und Postille stand." [1]

Das „Koulante," die Grazie an Gellerts „Fabeln" bestach selbst den einseitig strengen Kritiker der deutschen Literatur, Friedrich II. „Deutschland," sagt er, „hat Philosophen gehabt, die den Vergleich mit den alten aushalten; in der Literatur aber müssen wir unsere Dürftigkeit eingestehen; nur in der kleinen Gattung der Fabel haben wir einen Gellert gehabt, der sich neben Phädrus und Aesop zu stellen wusste." An einer andern Stelle sagt er: „C'est le plus raisonnable de tous les savans Allemans." „Gellert ist das

1. Allgemeine deutsche Biographie, Bd 8, S. 544.

Fundament der sittlichen Kultur der Deutschen," schreibt der junge Goethe, „an Gellert, die Tugend und die Religion glauben ist bei unserm Publikum beinah Eines" Wahrhafte Poesie wird durchgehend in keiner der Fabeln Gellerts, poetische Züge werden nur in sehr wenigen zu finden sein. Woher, fragen wir nun, woher kommt es, dass diese Fabeln so allgemeinen Beifall fanden? dass sogar Wieland und Göthe sich dieser Fabeln gegen ihre Verächter angenommen haben? Denn dass keine Poesie darin zu finden sei, darüber sind Göthe und Herder und Lessing unter sich und mit ihnen Spätergeborene vollständig einverstanden. „Vor allen Dingen muss hier die ehrwürdige Persönlichkeit des Dichters, die so allgemein verehrt und gefeiert war, wie keine ihrer Zeit, und welche sich auch in den Fabeln nicht verleugnet, ja bisweilen sehr deutlich, und noch für uns ansprechend und ehrwürdig, aus demselben hervortritt, in Anschlag gebracht werden; eine Persönlichkeit, die so rein, so edel, so imposant und zugleich so milde und demüthig war, dass die Angriffe, die erst die neueste Zeit gegen dieselbe gerichtet hat, in ihr nichts zusammenfallen müssen." (1) Gellert den Menschen liebte man in den Fabeln; so weit dieser Standpunkt auch von dem Standpunkte poetischer Kritik abliegen mag, so muss er doch gelten, wo es sich darum handelt den uns jetzt fast wunderbar erscheinenden Beifall zu erklären, den Gellerts Fabeln erlebten so lange die Tradition von seiner Persönlichkeit, seinem Leben und Wirken im Volke lebendig war. Dazu kommt noch ein

1. A. F. C. Vilmar, Literaturgeschichte, S. 335.

anderer Umstand, der uns noch einen Schritt weiter in der Erklärung dieser Erscheinung führt. „Gellerts Fabeln sprechen noch heute den an, welcher ohne alle Kunde von Poesie, ohne Fähigkeit für dieselbe und ohne Receptivität für Poesie ist; sie sprechen den trockenen Hausverstand an, der von der Poesie eben nicht mehr verlangt, als was Gellert gerade selbst in seinen Fabeln als den Zweck der Poesie angibt, sie diene dazu, das, was man sonst nicht wohl begreifen könne, in einem Bilde begreifen zu lehren.“[1] Es ist gerade diese Mittelmässigkeit der Gellertschen Fabelpoesie, die bei der verwandten Mittelmässigkeit, die an Lessing und Herder, an Schiller und Goethe nicht heranreicht, Eingang gefunden hat, und teilweise noch heute findet; gerade diejenigen, die von der Poesie etwas Handgreifliches, Lehrbares und Lernbares, einen praktischen Hausnutzen verlangen, und die die grössten nicht fassen können, obwohl sie es nicht auszusprechen wagen, gerade diese haben sich von jeher der Gellertschen Poesie angeschlossen. Und mit Nutzen — mit dem Nutzen, dass von Gellerts Poesie, oder sagen wir Fabeln, aus, ein ganz natürlicher Fortschritt zu besserer Poesie, kaum zu einer schlechteren möglich ist, und darum hat Goethe auch, der alles rohe Verwischen der Entwickelungsmomente mit tiefem und edlem Widerwillen empfand, die Fabeln Gellerts gegen die Stürmer und Dränger seiner Zeit so sehr in Schutz genommen. Von diesem Standpunkte werden auch wir nicht umhin können, sie noch heute ganz ernstlich zu verteidigen.

1. A. F. C. Vilmar, Literaturgeschichte, S 336.

VI

Gellerts Einfluss auf seine Zeit.

Gellerts Einfluss auf seine Zeit verdankt er nicht seinen „Fabeln und Erzählungen" allein. Seit 1744 hielt er Vorlesungen an der Universität Leipzig. In diesen unternahm er, den Geschmack seiner Hörer zu bilden, und zwar auf eine solche Art, dass sie überzeugt würden, die Frömmigkeit erhöhe und veredle die Vergnügungen eines feinen Geschmacks." (1) Fast um die gleiche Zeit (1744) warf er sich auf das Theater, um diese Art des öffentlichen Vergnügens moralischer und dadurch nützlicher zu machen." (2) Damit noch nicht zufrieden, versuchte er sich auch im Roman. Daneben schrieb er geistliche Lieder (1757) und hielt, ausser seinen ästhetisch-moralischen Vorlesungen, die er regelmässig (bis 1767) wiederholte, noch besondere über die Sittenlehre (seit 1758). Leipzig war ganz der Ort dazu, um seiner vielseitigen Tätigkeit Geltung und Einfluss zu verschaffen. Noch immer galt Leipzig gewissermassen als die literarische Hauptstadt Deutschlands. Die Universität hier wurde seit lange von der wohlhabenden und vornehmen Jugend Deutschlands als auch der angrenzenden Länder besucht, weil man hier Gelegenheit hatte neben ernste Studien die feinen Sitten einer grösseren Stadt kennen und üben zu lernen. Junge Dänen, Russen, Polen, Schweizer von Stande fanden sich hier zusammen. Und sie versäumten nicht, bei Gellert zu hören. So erlangte Gellert allmälig und fast ohne sein Zutun, einen

1. J. A. Cramer, Gellerts Leben, S. 48. 2. Ebendas. S. 50.

weitausgebreiteten, nach allen Seiten hin reichenden Einfluss, und wurde der Mittelpunkt eines grossen und sich fortwährend vergrössernden Kreises von Anhängern, die in ihm ihren Lehrer, ihren Freund und Ratgeber verehrten. Sein persönliches Ansehen und die fast an Vergötterung grenzende Verehrung aller Schichten des Volkes gegen ihn blieben unvermindert, selbst als sein literarischer Ruhm verdunkelt wurde, und bei seinem Tode (1769) ging ein allgemeines Gefühl der Trauer durch ganz Deutschland. „Kritiker, welche Gellerts Ruhm längst überlebt geglaubt hatten, waren betroffen über den „unsinnigen Lärmen", welchen sein Tod veranlasste";[1] Cramer gesteht ein, dass Gellert sogleich nach seinem Tode „mit einer Begeisterung erhoben wurde, welche selbst die Grenzen überschritt, die das Lob auch des besten Sterblichen haben sollte."[2] „Zu seinem Grabe fanden förmlich Wallfahrten statt, so dass der Stadtrat von Leipzig dieselben zuletzt verbieten musste."[3] Das Volk liess sich auch durch die späteren kritischen Angriffe auf Gellert in seiner Verehrung für ihn nicht irre machen. In „Matthisons Erinnerungen" wird erzählt, dass noch Jahrzehnte nach Gellerts Tod ein Reisender in einem entlegenen Winkel der Schweiz Gellerts Schriften auf einem kleinen Bücherbrett über der Tür einer einfachen Hütte neben Bibel und Gesangbuch vorfand. „In den Wochenblättern kleiner Städte findet man die Spuren Gellertischen Einflusses: sie sind angefüllt mit Erzählungen, Fabeln, Schäfergesprächen, Gedichten von ihm

1. Karl Biedermann, Deutschl. im 18. Jahrhundert, Bd II., Heft E. S. 23.

2. J. a. Cramer, Gellerts Leben, S. 183. 3. J. G. Gervinus, Gesch. d. d. Lit. Bd 4, S 88.

oder in seiner Manier." [1] In Dänemark, in Liefland, in Polen und Ungarn besass er Anhänger, und aus Paris schreibt ihm ein Freund: sein Name sei dort ebenso bekannt, wie in Deutschland. [2] Vornehme Oesterreicher suchten seinen Umgang und versicherten ihm, es werde dies eine Empfehlung für sie bei ihrer Kaiserin Maria Theresa sein, [3] und preussische Officiere jeden Ranges drängten sich bei dem Durchmarsche durch Leipzig in solcher Zahl zu seinen Vorlesungen, dass sein Auditorium dem Vorzimmer eines Commandierenden glich. [4] Ein preussischer General verschonte Gellerts Vaterstadt, Hainichen, mit Contribution und erklärte dem Stadtrat, es geschehe dies aus Hochachtung für ihren berühmten Mitbürger. [5] Preussische Wachen, welche ihm Furcht einflössten, wurden von einem Gute zurückgezogen, wo er sich zum Besuche aufhielt. [6] Der dänische Minister, Graf Bernstorff, liess Gellert durch Cramer förmlich um sein Gutachten darüber bitten, ob es wohlgetan sei, wenn er, der Minister, in seinen Abendgesellschaften das Spiel zulasse. [7] Ein Officier erbat sich von ihm eine Braut „ähnlich Ihrem Lottchen". Junge Damen wünschten aus seiner Hand ihre künftigen Lebensgefährten zu empfangen, oder forderten seinen Rat in Herzensangelegenheiten. Einsamstehende Jünglinge wollten von ihm wissen, wie sie sich in Sachen des Glaubens zu verhalten hätten, Leute aus der grossen Welt, wie sie den Versuchungen des Lebens am sichersten

1. K. Biedermann, Deutschl. im 18. Jahrhundert, Bd 2, Teil 2, S. 24. 2. Gellerts "Werke" Bd 8, S. 54.

3. Briefw. mit Ben. Lucius S. 234. 4. J. A. Cramer, Gellerts Leben, S. 118. 5. Ebenda, S 57.

6. Ebenda, S. 126. 7. Gellerts Briefe S. 429

entgehen könnten. Schon der Umgang mit einer Person, die sich näherer Beziehungen zu Gellert rühmen durfte, war Gegenstand eifriger Bemühungen und einer stolzen Befriedigung. Demoiselle Lucius in Dresden, eine der eifrigsten Correspondentinnen Gellerts, sah sich von Einheimischen und Fremden, berühmten Männern in den höchsten Stellungen, wie Graf Brühl, Graf Moltke u.A., aufgesucht und sogar von Mitgliedern des Königshauses ausgezeichnet.[1] Eine Magd fragte ihn, ob er es sei, der die schönen Bücher geschrieben, und küsste ihm, als er dies bejahte, voll herzlicher Rührung die Hand.[2] Ein alter preussischer Feldwebel machte einen Umweg von vielen Meilen um sich persönlich bei Gellert für alles Gute zu bedanken, das er aus seinen Schriften gelernt.[3] Die adeligen Familien, welche in der Umgegend Leipzigs Landgüter besassen, machten einander seine Besuche förmlich streitig. Als Göthe in Leipzig studierte (1766-1768), mussten Gellerts Familie sein Zimmer, wie ein Heiligtum bewahren, wozu nicht jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt war; „dem", so setzt Göthe hinzu, „er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen." Prinzen und Prinzessinnen aus regierenden Häusern, sogar gekrönte Häupter huldigten seinem allverbreiteten Ruf und widmeten ihm ein auszeichnendes Interesse. Die Prinzen Heinrich und Karl von Preussen suchten seine persönliche Bekanntschaft.[4] Er erhielt den Antrag, den

1. Briefw. mit Dem. Lucius.
2. J.A. Cramer, Gellerts Leben, S. 206
3. Briefwechsel mit Dem. Lucius S. 85
4. J.A. Cramer, Gellerts Leben, S. 118.

preussischen Kronprinzen nachmaligen Friedrich Wilhelm II.) zu erziehen."[1] Einen ähnlichen Antrag machte ihm von Kopenhagen aus Graf Bernstorff.[2] Von allen Seiten her wetteiferte man, ihm durch Geschenke oder andere Aufmerksamkeiten zu erfreuen zu seiner Zufriedenheit oder zur Besserung seiner Lage beizutragen. Eine so ausgebreitete, so allseitige und andauernde Verehrung war wohl seit Luther keinem Deutschen zu teil geworden. Gellert schien etwas zu haben, was nicht minder den Katholiken, als den Protestanten anzog, was den Mann von Bildung nicht unbefriedigt und doch auch den minder Gebildeten, den einfachen Mann aus dem Volke nicht ohne Erquickung liess.

In der ästhetischen Form seiner Schriften allein konnte der Zauber, den Gellert auf den grössten Teil seiner Zeitgenossen ausübte, nicht liegen. „Manche zeitgenössische Kritiker waren nicht abgeneigt, diese Erfolge geradezu aus der Mittelmässigkeit seines schriftstellerischen Talents zu erklären, die der breiten Masse des Publikums das Liebste sei, weil sie von ihr am leichtesten gefasst und verstanden werde."[3] Einigermassen mochten sie Recht haben. Aber kaum dürfte es eine gänzlich befriedigende Erklärung sein. „Der Instinkt einer ganzen Nation, wenn er sich mit solcher Stärke und Einmüthigkeit, wie in diesem Falle, ausspricht, kann unmöglich so völlig irrig gehen. Vielmehr dürfen wir sagen, Gellerts Einfluss auf seine Zeit war ein

1. Gellert an Rabener, in dessen Briefen, S. 280.

2. Briefe an Frl. v. Schönfeld. S. 66. 3. K. Biedermann, Deutschl. im 18. Jahrh. Bd II, Th. I. S. 30

vorzugsweise stofflicher, in den Ideen, die er verbreitete, begründeter." (1) Selbst ver-
half der Nation, ganz besonders der bürgerlichen Klasse, zu einer neuen, beseel-
en und selbstständigeren Denk- und Empfindungsweise. Seit nahezu drei
Menschenalter hatte das deutsche Volk unermüdlich danach gerungen, sich
aus der Abhängigkeit und Unselbstständigkeit, in welche es geistig und
sittlich und politisch durch den dreissigjährigen Krieg versunken war, zu be-
freien. Noch langer Zeit zum ersten Mal, begannen die Menschen wieder
auf den eignen Füssen zu stehen, mit dem eignen Kopfe zu denken,
und aus dem eignen Herzen zu empfinden, und diese Empfindungen
freimütig zu bekennen. „Die starre Rinde welche Unnatur, falsche Scham,
Zwang der Gewohnheit und sklavische Abhängigkeit von fremder Autori-
tät so lange um die Geister und die Herzen gelegt hatte, fing an zu
bersten: man fühlte wieder den eignen und den fremden Herzschlag;
man wagte wieder, Mensch im vollen Sinne des Wortes zu sein, die
Zwangsjacke abzustreifen, in der man sich wie mit zusammenge-
schnürten Gliedmassen bewegt hatte, frei, unbefangen, mit Selbst-
vertrauen einherzugehen." (2) Aber immer noch fehlte der Glaube an die
Vollberechtigung der neuen Lebensanschauung, die naive Zuversicht, sie
in allen Verhältnissen und nach allen Seiten hin anzuwenden. Nem
es gelang, diese Zuversicht nicht nur zu betätigen, sondern auch in an-
dern zu erwecken, der war der Mann des Tages, der Prophet einer neuen,
freieren Bildungsepoche.

Und das war es eben, was Selbst tat. In anspruchslosester Weise, aber

1. K. Biedermann, Deutschl. im 18. Jahrh. Bd II, H. II. S. 33. 2. Ebenda.

mit grösster Behaglichkeit und Unermüdlichkeit, dazu beizutragen mit einer Nachsicht, die man dem sanften, schüchternen Gelehrten kaum zugetraut hätte, ging er daran, alle möglichen Lagen des menschlichen Lebens aus dem Gesichtspunkte jener freieren Lebensanschauung – des rein menschlichen Empfindens – oder, wie er es wohl ausdrückte, „eines guten, empfindlichen Herzens" – zu betrachten und zu behandeln. Auch seine Persönlichkeit trug nicht wenig zu seinem Erfolge bei. Ein Mann, der durch sein ganzes Verhalten im Leben die Maximen bewahrheitet, die er anderen empfiehlt, verfehlt niemals einen grossen Eindruck auf das Volk zu machen. Der in seinen Sitten so reine und tugendhafte, im Umgange so liebenswürdige, im Lebensverkehr so sanfte und menschenfreundliche, in der Freundschaft so zuverlässige, hingebende und beharrliche, bei seinen vielen und oft schweren Körperleiden so geduldige, anderen zu helfen und zu raten immer bereite Gellert war der beste Bürge für die Vortrefflichkeit der Grundsätze, die er lehrte. Seine Persönlichkeit machte wirksame Propaganda für seine Lehren, und die zum Teil neue Schreibart, die er benutzte, dieselben vorzutragen, reizte wiederum seine Leser seine persönliche Bekanntschaft zu suchen.

Zwischen den beengten Ansichten des starren Glaubens- und Sittenzwanges und den allzu schrankenlosen der Moral des Egoismus suchte Gellert eine mittlere Stellung einzunehmen. Auch auf dem eigentlich religiösen Gebiete hielt er sich ebenso entfernt von „theologischen Zelotismus und pietistischer Scheinheiligkeit, wie von herz- und gemütloser Freigeisterei."

Auch auf dem socialen Gebiete, wo bisher die Vernunft und das rein menschliche Gefühl noch viel weniger durchgedrungen waren, verkündete er Ansichten, die, angesichts der damaligen Gesellschaftszustände, für wirkliche und bedeutsame Neuerungen gelten konnten. Es bereitete sich jetzt eine Umkehr zu reinerem, sittlicherem, ganz besonders aber zu menschenfreundlicheren, gerechteren Grundsätzen im Verkehr mit den anderen Klassen, in den Gemüthern eines Teils der vornehmen Gesellschaft vor. In Kursachsen, Gellerts Vaterland im engeren Sinne, war eine solche sittliche Umkehr und Selbstanklage fast aller Gesellschaftsklassen, namentlich aber der höheren, dringend nötig; kaum irgendwosonst hatten länger, als hier, Hof und Adel in einem so sitten- und gedankenlosen Taumel, Bürger- und Beamtentum in einer so entwürdigenden Bewunderung und Nachäfferei dieses Treibens gelebt. Schon seit Augusts des Starken Tod (1733) hatte man die Notwendigkeit einer Umkehr empfunden, und dieses Gefühl hatte sich seitdem von Jahr zu Jahr gesteigert. Auch im übrigen Deutschland kam, hier früher, dort später, von dem Rausche, der die einen, von der Trägheit oder Verzagtheit, welche die andern so lange gefangen gehalten hatte, allmälig zurück. Und in dieser neuen Richtung hatte man das voranleuchtende, massgebende Beispiel Friedrichs des zweiten. Selbst in Länder die für minder civilisirt galten, fanden ähnliche Ideen Eingang. In Dänemark, in Oestreich, sogar in Russland suchte man den Ideen der Aufklärung und der Gerechtigkeit einen Boden zu bereiten. Und dies Bestrebungen in den Nachbarstaaten wirkten natürlicherweise wieder auf Deutsch-

land zurück. „Es hob den einfachen Leipziger Gelehrten in den Augen seiner Landsleute nicht wenig, wenn sie zu ihm aus Dänemark, aus Ungarn, von den fernen Ostseeküsten Russlands begeisterte Anhänger herbeiströmen sahen; wenn sie vernahmen, wie die Lehren der Moral und des Geschmacks aus seinem Hörsaal oder seinen Schriften den Weg in die Kabinette fremder Regierungen und in die Salons der vornehmen Kreise des Auslandes fanden."

Bei Umständen, die so vielfach günstig zusammenwirkten, musste — so sollte man meinen — die von Gellert unternommene sittliche und soziale Reform die grössten Verhältnisse annehmen und die tiefgehendsten Erfolge erringen. Dem ist jedoch keineswegs so. Alles was sich auf das Politische bezog, die Begebenheiten des öffentlichen Lebens, die Schicksale der Völker und der Länder, „die grossen, welterschütternden Ereignisse, in denen es sich um gewaltige Umgestaltungen der ganzen Zeitgeschichte handelt, — alles dies machte auf ihn keinen Eindruck, ausser soferne es sein eigenes kleines Einzelleben oder das seiner Freunde berührte, und daher, weil diese Berührungen meist unsanfte, störende waren, fast immer einen abstossenden, widerwärtigen." [1] Das beweist, wie sehr jener Zeitgenosse Gellerts Recht hatte, zu sagen: „Wenn das Vaterland der Verteidiger bedarf, so kann es die durch Gellerts Schwachheit angesteckten Seelen nicht brauchen." [2] „Ist doch in Gellerts sämmt-

1. Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert. Bd II, Th II, S. 91

2. Briefw. über den Werth einiger deutschen Dichter. Brief 12.

lichen „Moralischen Vorlesungen" auch nicht mit einem Worte von Pflichten gegen das Vaterland oder das Gemeinwesen die Rede, geschweige denn von jenem Manns- und Bürgermut, der niemals notwendiger gewesen wäre, als gerade zu Gellerts Zeit, mindestens ebenso notwendig wie die Tugenden der „Sanftmut" und „Demut" welche allein für Gellert einen Wert zu haben schienen."[1] Es scheint wahrlich eine Satire auf die deutsche Nation, dass sie, die einst unverzagt dem Hermann Luther in den gewaltigsten Kampf gefolgt war, unter dem begeisterungsvollen Schlachtruf:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Es müsst' uns doch gelingen!" —

dass dieselbe Nation sich jetzt von einem kränklichen, verzagten Stubengelehrten leiten liess, dessen Ideale Sanftmut, Demut und Friedensliebe waren, der vor jedem Gedanken eines ernsteren Conflictes auf das ängstlichste zurückbebte. Diese Verzichtleistung Gellerts auf jede grössere Wirksamkeit im politischen, bürgerlichen und vaterländischen Sinne wurde verhängnisvoll für ihn, für die Kreise, die unter den Einfluss seiner Lehren kamen, ja für die ganze Bildung seiner Zeit die seine Richtung teilte.

Die zu viel stärkerem Geltung gelangte freie, naturgemässe Bildung bewahrte glücklicher Weise die Gellertschen Kreise vor den äussersten Verzerrungen des Pietismus. Zwar bemerkt man hier und da an Gellert selbst und an seinen Anhängern ein gewisses

1. Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, Bd. II. Th. II. S. 53.

pietistisches Element, aber als vorherrschend erscheint es im allgemeinen nicht. Das Bedürfnis weiblicher Bildung behauptete die gute Sache neben der sittlich-religiösen Erhebung.

„Fasst ihn machen!" sagt ein vornehmer Besucher der Gellertschen Vorlesungen, „er erzieht uns Duckmäuser."[1] Und in der Tat, wenn dies auch nicht Gellerts Absicht war, so war es doch sicherlich nur zu leicht die Wirkung einer solchen, viel zu weichlichen, viel zu wenig männlichen und willensstarken Moral.

So bietet die von Gellert ausgegangene neue Lebensstimmung der kulturgeschichtlichen Betrachtung eine doppelte Seite dar. Auf der einen Seite war es gewiss ein Fortschritt zu nennen, dass man lernte im geselligen Verkehr natürlicher, weniger zurückhaltend und förmlich zu sein, nicht mehr blos dem äusseren Zwange des Gesetzes, der Regel der Convenienz, sondern der eignen Stimme des Herzens, der inneren sittlichen Empfindung zu folgen, und das bisher so missachtete Verhältnis zwischen Mensch und Mensch in seiner Reinheit und Würde neben, wenn nicht gar über den künstlichen Standes- und Klassenverhältnissen hervorzustellen. Was Gellert hier anstrebte waren die ersten Keime jener edlen Humanitätsbestrebungen, die in den folgenden Perioden, unter der kräftigeren Pflege eines Klopstock, eines Herder u. a., „und beim Hinzutritt neuer unterstützender Momente im äussern Leben, der deutschen Bildung und Gesittung vielfach herrliche Frucht trugen."

Auf der andern Seite tritt fast ebensoviel Negation, als Position,

1. Göthes „Werke," 25. Bd. S. 127.

ebensoviel Unwahrheit und Schein, als Wahrheit zu Tage. „Die Ge-
selligkeit, kann erst durch die Aufnahme eines neuen, feuchtbaren Elements, der grösseren Expansion des Gefühlslebens und der ungezwungeneren Mitteilsamkeit, einigermassen belebt und vermannigfaltigt, ward alsbald wieder durch das Übermass der Empfindung zur Einförmigkeit und Langeweile verurteilt."(1)
Die Sittlichkeit geriet in Schwanken, denn sie fusste ja jetzt lediglich auf individuellen, nur zu oft unklaren Gefühlsregungen. Die ganze Stimmung der Gesellschaft erhielt etwas Ungesundes, Kränkelndes, Verweichlichtes. Die Frauen gewannen ein ungebührliches Übergewicht und überboten einander in zärtlichen, schwärmerischen, auch wohl schwermütigen Empfindungen, und die Männer wurden zum Teil davon angesteckt.
„Wenn die letzteren bis dahin nur zu oft die Tyrannen im Hause gespielt hatten, so hörten sie jetzt bisweilen fast auf, Männer zu sein, wurden geschwätzig, weichlich, überempfindsam."(2)
Das eine Übel war geheilt, aber durch ein kaum weniger schlimmes. Die Absicht, die Unebenheiten und Schärfen des alltäglichen Verkehrs durch die Ausbreitung sanfter, menschenfreundlicher Gesinnungen möglichst abzustumpfen, die kleinen Privatleidenschaften des Menschen durch entgegengesetzten Tugenden zu bekämpfen, war sicherlich zu loben; „allein man übersah, dass die auf wahrhaft wirksame und nachhaltige Weise nur durch die

1. Karl Biedermann, Deutschl. im 18. Jahrh. Bd II. Abt. II. S. 69. 2. Ebenda.

lähmende Ablenkung der menschlichen Triebe auf grosse, allgemeine Interessen – wie sie ein freies öffentliches und nationales Leben bietet – geschehen kann, dass aber auf dem Wege, auf welchem man hier zu dem gleichen Ziele zu gelangen suchte, die Willenskraft des Menschen selbst abgetötet oder doch unter dem Übermasse „sanfter," „zärtlicher" Empfindungen erstickt wird." (1)

Im Privatverkehr waren Leute aus Gellerts Schule in der Regel gewiss höchst liebenswürdig und umgänglich – wohlwollend, teilnahmsvoll – allein, wie schon ein Zeitgenosse treffend bemerkte, „ein Staat von lauter Gellerts" – das ist, von lauter empfindsamen, nur Wohlwollen und Sanftmut atmenden Individuen – „wäre unglücklich." (2)

1. K. Biedermann, Deutschl. im 18. Jahrh. Bd II., Abth. II., S. 70.

2 Briefwechsel über den Wert einiger deutscher Dichter.

PB-7200-19-SB
701-37T

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 079096969